

Personalmeldungen.

(Ordnungsverordnungen) Dem Reichsanwalt und...
- (Ordnungsverordnungen) Dem Reichsanwalt und...

Gerichtszeitung.

-2. Halle, 10. April. (Strafkanon.) In der zur...
nämlich den Blatztuchung Paul Kaulmann, 16 Jahre alt, den...

bad darauf ein zweiter, schließlich ein dritter und endlich gar ein...
sie im großen Ganzen festhalten bei der Annehmung der Sachen...

zum 21. Januar bei dem Gutsherrn W. in Bennewitz, wo er...
früher gebürtig hatte, in die Mädchenkammer eingeschlichen und zwei...

Blousen, Morgenröcke, Unterröcke, Fertige Costume
von 20 Mark an
empfehlen in grosser Auswahl in jeder Preislage
Bruno Freytag
Halle a/S.

Eisschränke
in solider, vorzüglich bewährter
Construktion mit höchster
Kälteleistung...

Bonner Lotterie.
Ziehung [11420]
bestimmt 8. Mai cr.
Hauptgewinne Baar:
M. 20,000, 10,000, 5000...

Mariazeller Magen-Tropfen
Vorzüglich wirksam bei Krankheiten des Magens, sind ein
unentbehrliches altbekanntes Haus- und Volksmittel.

Amfliche Bekanntmachungen.
Bekanntmachung.
Der im Seitenflügel des hiesigen Rathschloßgebäudes in der Schmeereiche...

Dr. da Silva's
Migräne-Pastillen
sind ein unerschöpfbares Mittel gegen jeden
Kopfschmerz und Vertigo...

Anstalt für
Massage und
Heilgymnastik
Heinrichstrasse 8.
E. Oertling.
Sprechstunde für Herren 3-5,
Damen 12-1.
(Frau Oertling). [11506]

Große Königsberger Pferde-Lotterie.
Ziehung am 23. März 1894.
Sanftgewinne: 10 komplett bekannte Gattungen, darunter eine überaus prächtige,
47 edel preiswürdige Reit- und Wagenpferde, zusammen 72 Pferde. 2443 mittlere
und kleinere Gewinne, im Ganzen 2500 Gewinne.
Loose à 1 Mark.
11 St. 10 Pf. Porto und Liste 30 Pf. extra verfordert (auch gegen Nachnahme) die
Expedition der Halleschen Zeitung.

Bekanntmachung.
In Gemäßheit der §§ 23, 25 und 29 des Reichsgesetzes vom 5. Mai 1886
über die Unfallversicherung der in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben
beschäftigten Personen, in Verbindung mit den §§ 4, 17 und 18 des Statuts für
die landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft der Provinz Sachsen vom
19. Dezember 1887...

Kaufe Rittergut
in Prov. Sachsen etc. sofort und erbk.
Angebote von nur Selbstbesitzern durch
die Exped. d. H. unter Z. 11119.
Schnelle Direktion zugesichert. [11119]

Leistungsfähige Margarinefabrik sucht
tüchtigen Vertreter
mit Va. Referenzen. Off. sub Z. 11642 an d. Exp. d. Hg.
Mit 1 Beilage.

Für den Inhabertheil verantwortlich Director Louis Lehmann. Notationsdruck der 'Halleschen Zeitung' Halle (S.). Leipzigstraße 87.

Vermischtes.

Zum Frankfurter Brandstiftung. Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, dann deckt man ihn zu! Dieses Sprüchwort gewinnt wieder eine neue Bedeutung in Bezug auf die Brandstiftung des Britannia-Hotels in Frankfurt a. M. Jetzt, nachdem dem Unglück eine Anzahl Menschen zum Opfer gefallen sind, werden von allen Seiten energische Stimmen über die traurige Verfassung der dortigen Feuerwehre laut, und man verlangt eine durchgreifende Reorganisation beziehungsweise Neubildung dieser wichtigsten aller städtischen Institutionen.

schakt zu retten, ließ sich nicht ausführen; als sie die Thür öffneten, schlugen ihnen sofort die Flammen entgegen. Den Mitbewohnern gelang es, die Flammen zu löschen, und nach kurzer Zeit, daß er erstickten in Abrede stellt, daß Feuer sei durch eine in seinem Zimmer brennende Petroleumlampe entstanden. Die gerichtlichen Vernehmungen dauern fort. — Ueber die Verdingung der unglücklichen Opfer der Katastrophe wird folgendes gemeldet: Bei dem Unglück befanden sich im Erdgeschoss nur zwei Personen, nämlich der Hausbesitzer Herr J. und die Frau des Direktors Dr. J. Die Frau des Direktors ist in deren Familienverhältnis, wobei Direktor J. die Grabscheide hielt. Darauf fand die Beerdigung des Dienstmädchens C. Schmidt und des Dienstmädchens Marie Stallmann statt.

Da ein Fortwerden ohne Bekleidungsstücke unmöglich erschien, so wurde das Paarschiff „Deutschland“ um Anker zu legen, nach Kiel zurückgeführt, wo es Abends 10 Uhr eintraf. Auf der Fahrt wurde die nötigen Maßnahmen getroffen; doch eine Person war tot, auf der Station ein Telegramm ein, daß der „König Wilhelm“ flott geworden sei. Infolge nach Nordost gehenden Windes, das Wasser gelassen und hatte den Kaiser von Grund abgehoben, ohne daß dieser Befriedigungen wahrgenommen wurde. Das Schiff wird nunmehr vorfahrtsfähig im Trockendock unterstellt.

Drachnachrichten.

Frankfurt a. M., 10. April. Am nächsten Dienstag findet auf Veranlassung der hiesigen Handelskammer eine Besprechung zwischen Bankiers und Wälfen über die durch die neue Börserverein geänderte Situation und deren Einfluss auf die Wälfen statt.

Volkswirtschaftlicher Theil.

des Kontinents 4000, da von Kalifornien und Oregon nach Großbritannien 1000, da nach anderen Quellen von Australien 1000, da von Neu-York, 9. April. Meizen Anfangs schwach und einige Zeit fallend auf günstiges Wetter im Westen und schwächere Abnehmungen, dann lebhaftere Reaktion auf Deutungen der Waizen und weil die spätere Borträge sich mehr vermehrt haben, als erwartet wurde, schloß der Markt fallend auf lebhaftere Verkäufe. Schluss schwach.

Wien, 10. April. Nach einer Meldung der „N. Fr.“ beabsichtigt der Handelsminister Bismarck, eine eigene Anstalt zu gründen, welche dem Staate, den Kronländern und den Gemeinden die Möglichkeit bieten würde, ihre finanziellen Bedürfnisse für Lokalbedürfnisse zu decken. Nach den definitiven Berechnungen der Staatsbahn beträgt das Kapital gegenüber dem Vorjahre 6 1/2 Millionen, das Minus der Ausgaben eine Million.

Erziehbare Finanzen. In der Unterredung mit Baron Vesoffe, dem Delegierten der Reichsanstalt, präzisirte nach der Frankfurter Zeitung der Reichsfinanzminister seinen Standpunkt dahin, die Verpflichtungen Österreichs gegen das Ausland sollten nicht erfüllt werden, bis die Reichsanstalt durch ihre Verwaltung unbedingt erproben werden. Dieser bieten die erschlossenen Einnahmequellen ausreichende Mittel, doch soll dafür gesorgt werden, daß die Steuererträge besser werden. Die Regierung erachte die gegenwärtigen Garantien der Bondholder für vollständig ausreichend und werde sich nicht zu weiteren Garantien machen. Die Gründung einer Bank mit der Aufgabe, die Regierungs-Rissen zu vermitteln, würde die Regierung begünstigen.

Chicago, 9. April. Weizen einige Zeit nach Eröffnung fallend, weil der sehr notwendige Regen jetzt eingetreten ist, dann lebhaftere Reaktion auf Annahme der südlichen Borträge, später wieder fallend auf schwächere ausländische Aufkäufe und bessere Ernteausichten.

Washington, 11. April. Dem Bericht des Ackerbau-Bureaus zu Folge ist der Durchschnittsertrag des Winterweizens 86 1/2 % gegen 77 1/2 % im Vorjahre und der Durchschnittsertrag des Roggens mit 94 1/2 % der beste der letzten 5 Jahre. Der durch die neuliche Kälte angerichtete Schaden ist noch nicht völlig festgestellt, aber zweifellos bedeutend.

Spanisch-Deutsche Bank. In einer demnächst stattfindenden Generalversammlung soll die Liquidation der Bank beschlossen werden. Die Bank war noch begründet worden, indem in ihr Aktienkauf durch die Absicht, deutsche Finanzgeschäfte für möglich angehen wurde. Der Absicht folgend, Gelder, die sich in der Praxis als unbrauchbar erwiesen, die Aktien waren in den Händen der Gründer der Bank verblieben.

Table with 4 columns: Name of stock, Price, Name of stock, Price. Includes entries like 'Frankf. a. M. 10. April', 'Leipzig. 10. April', 'Magdeburger Börse vom 10. April'.

Paris, 10. April. Der Monteur erklärt bestimmt, der Credit Mobilier wird im Mai und die Banca Generale in 2 bis 3 Monaten, nach Ablauf des Moratoriums, ihre Operationen wieder aufnehmen werden.

Wartbörse. — Leipzig, den 10. April. Produktmarkt. (Bericht von Neumann u. Neppold in Leipzig.) Weizen per 1000 kg netto feil, inländischer 136-146 bez. Vfr., ausländ. 146-152 bez. Vfr. Roggen per 1000 kg netto feil, inländischer 122-127 bez. Vfr., ausländ. 127-132 bez. Vfr. Gerste per 1000 kg netto feil, inländischer 110-112 bez. Vfr., ausländ. 112-118 bez. Vfr. Mais per 1000 kg netto feil, inländischer 140-150 bez. Vfr., ausländischer 135-152 bez. Vfr. Weizen per 1000 kg netto, amerikan. 112-114 bez. Vfr., Donau 110-112 bez. Vfr. Gerste per 1000 kg netto 200-220 bez. Vfr. Erbsen per 1000 kg netto 200 bis 220, do. kleine 175-185, do. Futter 140-150. Weizen per 1000 kg netto loco 15-18 bez. Vfr. Mais per 1000 kg netto frei Haus hier ohne Faß, vernachlässigt, fünfziges 43,75 nominell, gefornes —, Reimel per 100 kg netto ohne Faß 48-49. Mehl per 100 kg netto loco weiß nach Qualität 110-112 bez., do. roth nach Qual. 120-140 bez., do. feines — nach Qual. 120-150. Außerdem wurden notirt nach den Angaben der Leipziger Speiseabtheilung: Spiritus (unverleert) per 1000 Liter-Procent ohne Faß mit 50 M. Verbrauchsabgabe 50,00 M. Geld, mit 70 M. Verbrauchsabgabe 30,90 M. Geld. Sonnenbrenn, 7 April mit 50 M. Verbrauchsabgabe 50,40 M. Geld, mit 70 M. Verbrauchsabgabe 30,70 M. Geld.

Wien, 10. April. Die Börse war Anfangs auf die von Paris „Finger“ vertriebenen angeblich friedlichen Ausstellungen des Königs Humbert und auf den von Berlin gemeldeten flüssigen Geldstand ziemlich fest, schwächte sich aber im weiteren Verlaufe ab auf Befürchtungen, daß die anhaltende Trockenheit in den Staaten hindern würde, die anhaltende Marktaktivität ausnahmslos niedriger, von Transportverwehren nur bei Aufschub der Bahn, Renten umsatzlos, Alpine auf Spekulationskäufe steigend. Valuta fest.

Wien, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Table with 4 columns: Name of stock, Price, Name of stock, Price. Includes entries like 'Magdeburger Stadt-Obligations', 'Chemische Fabrik', 'Leipziger Börse vom 10. April'.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Leipzig, 10. April. Die Börse eröffnete träge und schloß nach heftiger Steigerung ruhig. Der Umsatz der Aktien betrug 154 000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185 000 Unzen geschätzt.

Späte Rache.

(11)

Kriminal-Roman von Conan Doyle.

(Nachdruck verboten.)

Zweiter Theil.

Im Lande der Heiligen.

Erstes Kapitel.

Auf der großen Alkali-Ebene.

Im Innern des Festlandes von Nordamerika liegt eine dürre, unwirthliche Wüstengegend, die sich Jahrhunderte lang als ein unübersteigliches Hemmnis für jeden Fortschritt der Civilisation erwiesen hat. Diese große Einöde, welche der Yellowstonefluß im Norden, der Colorado im Süden begrenzt, dehnt sich von der Sierra Nevada bis Nebraska in schauerlichem Todes-schweigen aus. Es herrscht zwar auch hier keine Einöde in der Natur — hohe Schneeberge wechseln mit düstern Thalgründen, reißende Ströme stürzen durch zerklüftete Bergschluchten, die endlosen Ebenen, die der Winter in ungeheurer Schneefelder verwandelt, sind im Sommer unter einer grauen Decke von falgigem Alkalistaub begraben — doch eine schrecklichere, trostlosere Gegend findet sich nirgends.

Dies Land des Grauens ist menschenleer. Einzelne Schaaren von Barnees oder Schwarzfuß-Indianern durchstreifen es wohl, um andere Jagdgründe aufzusuchen, aber selbst die tapfersten Hothäute frohlocken, wenn die gefürchteten Salzebenen hinter ihnen liegen und sie wieder über ihre geliebte Steppe schweifen. Hier lauert nur der Coyote im Unterholz, der Bussard fliegt schmerzfüllig durch die Luft und der täppische graue Bär sucht in den dunkeln Schluchten der Felsengebirge seine kärgliche Nahrung. Dies sind die einzigen Bewohner der schauerlichen Wüste.

Eine trübseligere Aussicht findet man auf Erden nicht, als den Blick von den nördlichen Höhen der Sierra Blanco. Soweit das Auge reicht, nichts als die endlose, flache Ebene, hier und da ein verkrüppeltes Chapparel-Gebüsch und Haufen von Alkalistaub, der die ganze Gegend bedeckt. Am fernsten Horizont zieht sich eine Gebirgskette hin, deren zerklüftete Gipfel mit Schnee bedeckt sind. Meist ist kein lebendes Wesen zu erblicken, kein Laut unterbricht die fürchterliche Stille, starres, todttes Schweigen herrscht rings umher.

Witten durch die Wüste aber, deutlich erkennbar bis in die fernsten Fernen, windet sich eine Karawanenstrafe. Manches Fuhrwerk hat dort tiefe Räder Spuren im Boden zurückgelassen, viele Glücksjäger haben mit wanderndem Fuß das Erdreich festgetreten. Hier und da glänzt etwas WeiBes in der Sonne und hebt sich grell von der grauen Alkalischicht ab. Wir betrachten es näher und erkennen, daß es Gebeine sind — die derben sind Knochen von Jagdhunden, die feineren von Menschen. Fünfzehn-hundert Meilen lang läßt sich diese Todtenstrafe an den irdischen Ueberresten Derjenigen verfolgen, die hier am Wege niedergefunken sind.

Dies war der Ausblick, der sich am 4. Mai des Jahres 1847 einem einsamen Wanderer darbot, welcher von einer kleinen Anhöhe ins Thal hinabsah. Ob der Mann ein Vierziger oder Sechziger war, ließ sich schwer entscheiden. Sein eingefallenes, abgezehrttes Gesicht, die verstehenden Backenknochen, die braune, runzlige Haut, das lange, wie mit weißen Fäden durchzogene Haupt- und Barthaar, gaben ihm das Ansehen eines hinfälligen Greises. Seine Augen, die in unnatürlichem Glanze funkelten, lagen tief in den Höhlen, die Hand, welche die Flinte hielt, war dürr und abgemagert wie bei einem Gerippe, seine Kleider schlotterten ihm am Leibe. Und doch, wie er so da stand, auf die Waffe gelehnt, ließ seine hohe, starkknöchige Gestalt auf eine jähe, unkräftige Natur schließen. Das hagere Gesicht, die zammenschrumpften Glieder, verriethen nur zu deutlich den Grund seines verfallenen Aussehens. Der Mann war dem Tode nahe — er kam langsam um vor Hunger und Durst.

Mühselig hatte er sich in die Schlucht hinuntergeschleppt und den Hügel hinauf, in der vorgeblichen Hoffnung, irgend ein Anzeichen zu entdecken, daß Wasser in der Nähe sei. Jetzt lag die große Salzwüste vor ihm, vor der fernsten Bergkette eingeraht, rings umher weder Baum noch Kraut, keine Spur einer

Feuchtigkeit. Er schaute nach Norden, nach Osten und Westen mit gierigen Blicken, wie weit sich das Land auch dehnte, nirgends war für ihn ein Schimmer von Hoffnung. Nun sah er ein, daß seine Wanderung ihr Ende erreicht habe, und er hier auf der öden Klippe seine Todesstunde erwarten müsse. „Ob jetzt auf hartem Stein, oder zwanzig Jahre später im weichen Bett — es macht wenig Unterschied,“ murmelte er, sich an die Felswand lehrend.

Ehe er sich niederlegte, hatte er zuvor seine Flinte auf den Boden gelegt und daneben ein großes Bündel, das er in einem grauen Shawl eingeknüpft über der rechten Schulter getragen. Das Bündel schien zu schwer für seine geschwächten Kräfte und fiel etwas unfaust zur Erde, als er es abnahm. Da ließ sich ein leiser Schmerzensschrei vernehmen und aus der grauen Umhüllung kam ein erschrockenes Gesichtchen mit hellen, braunen Augen zum Vorschein und zwei niedliche, kleine Fäustchen. „Du hast mir wehgethan,“ klagte eine Kinderstimme in vorwurfsvollem Ton.

„Wirklich?“ erwiderte der Mann bedauernd, „das thut mir Leid.“ Dabei knüpfte er das Bündel auf und heraus sprang ein etwa fünfjähriges Mädchen, dessen zerliche Schuhe, rosa Röckchen und weißkleinens Schürzchen auf mütterliche Sorgfalt deuteten. Die Kleine war bleich und mager, doch liebten die rundlichen Wermchen und Beinchen erkennen, daß sie weniger Mangel gelitten hatte, als ihr Gefährte.

„Ist's denn noch nicht wieder gut?“ fragte er ängstlich, als sie sich noch immer das goldgelbe Lockenhaar auf dem Hinterkopf rieb.

„Gieb mir einen Kuß drauf, dann wird es heil,“ versetzte sie ernsthaft, auf die schmerzende Stelle zeigend. „So macht es meine Mutter immer. Wo ist denn Mama?“

„Fortgegangen. Aber Du wirst sie bald wiedersehen, glaube ich.“

„Fort — sagst Du?“ rief die Kleine. „Na, so was — sonst ging sie nie zur Lante rüber, ohne erst „Wüt Gott“ zu sagen — und jetzt ist sie schon drei Tage weg. — Mir ist so trocken im Munde. Hast Du kein Wasser oder etwas zu essen?“

„Nein, Herzchen, es ist nichts da. Hab nur noch ein Weilchen Geduld, dann wird Alles gut. Leg' Dein Köpfchen auf meine Schulter; so, nun ist's schon besser. Mir klebt die Zunge am Gaumen, daß ich kaum sprechen kann, aber ich muß Dir doch sagen, wie die Sachen stehen. Was hast Du denn da in der Hand?“

„So was Süßliches, das glänzt und funfelt,“ rief die Kleine, entzückt zwei Stückchen Glimmerschiefer emporhaltend. „Wenn wir heimkommen, bring ich sie Bruder Bertel mit.“

„Du wirst bald schöneres Spielzeug kriegen,“ jagte der Mann zuversichtlich, „wart nur noch ein wenig. Aber, was ich Dir sagen wollte — weißt Du noch, wie wir vom Fluß fortzogen?“

„Freilich.“
„Siehst Du, wir glaubten, es käme bald ein anderer Fluß — aber er kam nicht. Ich weiß nicht, waren die Karten falsch oder der Kompaß, oder woran es lag. Das Wasser ging uns aus; nur für Dich war noch ein Tröpfchen da — und —“
„Du konntest Dich garnicht waschen,“ jagte sie, ihm ernsthaft in das dunkle Gesicht blickend.

„Nein, und auch nicht trinken. Herr Bender samt zuerst um, und dann der Indianerpeter, dann Frau Gregor, dann Johnny Hones, und dann, Herzchen, auch Deine Mutter.“

„Ist Mutter auch todt?“ Die Kleine verbarg ihr Gesichtchen in der Schürze und schluchzte bitterlich.

„Ja, Alle außer uns Weiden. Ich hoffte, in dieser Richtung würde Wasser zu finden sein, so lud ich Dich denn auf die Schulter und wanderte fort mit Dir. Aber es hat nichts genügt und jetzt weiß ich keine Hilfe mehr.“

Das Kind hörte plötzlich auf zu weinen.

„Du meinst, wir werden auch sterben?“ fragte es, die nassen Augen zu ihm aufschlagend.

„Dazu wird's wohl kommen.“

„Warum hast Du denn das nicht gleich gesagt?“ rief die Kleine, und lachte hell auf. „Du hast mich so erschreckt. Natürlich kommen wir wieder zur Mutter, wenn wir sterben.“

„Du gewiß, Herzchen.“
„Und Du auch. Ich will ihr sagen, wie herzlich gut Du gewesen bist. Sie kommt uns gewiß am Himmelsthor entgegen mit einem großen Krug Wasser und frisch gebackenen Buchweizenkuchen, heiß und knusperig, wie sie Bertel und ich gern haben. Wie lange müssen wir noch warten?“

„Ich weiß nicht — nur kurze Zeit.“ Der Blick des Mannes war dem nördlichen Horizont zugewendet, wo in der blauen Luft drei dunkle Punkte schwebten, die jeden Augenblick an Umfang zunahmen. Jetzt erkannte man, daß es drei große Vögel mit braunem Gefieder waren, die über den Häuptern der Wanderer kreisten und sich dann auf den nächsten Felsspitzen niederließen. Es waren Busjarde, die Geier des Westens und Vorboten des Todes.

Die Kleine klatschte in die Hände. „Die können aber schön fliegen,“ rief sie fröhlich. „Sag mal, hat denn der liebe Gott dies Land gemacht?“

„Versteht sich,“ erwiderte ihr Gefährte, verwundert über die Frage.

„Er hat Illinois gemacht und Missouri, das weiß ich,“ fuhr das Kind fort. „Aber diese Gegend ist lange nicht so hübsch, die hat gewiß Jemand anders geschaffen und dabei das Wasser und die Bäume vergessen.“

„Willst Du nicht jetzt Dein Gebet sagen?“ — Die Stimme des Mannes zitterte.

„Soll ich? — Es ist ja noch nicht Abend.“
„Das thut nichts. Wenn's auch nicht die richtige Zeit ist, glaub nur, Gott hört Dich doch. Sag' Dein Nachtgebet her, wie jeden Abend im Wagen, als wir über die Prairie fuhren.“

„Warum betest Du denn nicht selbst?“ fragte die Kleine, verwundert zu ihm aufschauend.

„Ich weiß nicht mehr wie — es ist so lange her, seit ich's gethan, ich hab' die Worte vergessen. Sag' Du sie mir vor und ich bete mit — noch ist's nicht zu spät.“

„Dann mußt Du niederknien und ich auch,“ sagte sie, und breitete den Schawl auf die Erde. „Du mußt auch die Hände falten — so — Du wirst sehen, wie gut das thut.“

Neben einander knieten sie am Boden, das rosige, ahnungslose Kind und der wetterharte Wanderer. Ihr Unschuldsblick und sein abgegriffenes Antlitz waren nach oben gerichtet, zu dem wolkenlosen Himmel. Vor Gottes Angesicht steheten sie um Gnade und Vergebung; der Ton seiner tiefen, rauhen Stimme mischte sich in ihr kindliches Rollen. Nachdem das Gebet gesprochen war, nahmen sie wieder Platz im Schatten der Felswand und bald schlummerte die Kleine sanft ein, an die breite Brust ihres Beschützers geschmiegt. Seit drei Tagen und drei Nächten hatte er sich weder Ruhe noch Raft gegönnt, auch jetzt wollte er bei ihr wachen, aber die Natur forderte ihr Recht. Langsam fielen ihm die müden Augen zu, das Haupt sank ihm auf die Brust, sein grauer Bart mischte sich mit den Locken des Kindes und Beide lagen zusammen in tiefem traumlosen Schlummer da.

Wäre der Wanderer noch eine halbe Stunde länger wach geblieben, er hätte ein seltsames Schauspiel erblickt. An dem äußersten Rande der großen Alkalimüste stieg eine Staubwolke auf, die sich zuerst kaum von dem Dunst der Ferne unterschied, bis sie allmählich höher und breiter wurde und eine dichte, greisbare Masse bildete. Die Wolke wuchs und wuchs, bis kein Zweifel mehr war, daß sie nur durch eine ungeheure sich bewegende Menge entstanden sein könne. Auf der Prairie würde man geglaubt haben, eine der großen Büffelherden, die dort grasen, sei im Anzug, aber hier, in dieser dünnen Wüstengegend war an dergleichen nicht zu denken. Immer näher an die

einsame Felswand, wo die beiden Verschmachtenden ruhten, kam der Staubwirbel herangezogen; jetzt unterschied man Fuhrwerke mit leinemem Verdeck, und die Gestalten bewaffneter Reiter tauchten aus dem Dunst hervor. Es war eine Karawane, die nach dem Westen wanderte. Welch ein gewaltiger Zug! — Als die Spitze desselben das Gebirge erreicht hatte, war am Horizont das Ende noch nicht abzusehen. Quer durch die weite Ebene erstreckte sich die lange Linie von Wagen und Karren, Reitern und Fußgängern. Große Schaaren von Frauen schwankten daher unter Lasten, die sie trugen, und Kinder trabten neben den Fuhrwerken oder guckten unter der weißen Leinwand hervor. Das konnte kein Trupp gewöhnlicher Auswanderer sein, es war ein ganzes Nomadenvolk, welches Noth oder Verfolgung zwang, sich eine neue Heimath zu suchen. Lautes Stimmengewir und Getöse erhob sich aus der Menschenmenge, dazwischen knarnten die Räder und die Rasse wieherten. Aber die beiden müden Wanderer oben am Felsenhang weckte der Lärm nicht auf.

An der Spitze der Kolonne ritten etwa zwanzig ernste Männer mit eisenharten Zügen. Sie waren mit Flinten bewaffnet und in grobe Stoffe gekleidet. Am Fuß der Felswand machten sie Halt und versammelten sich zu einem Kriegsrathe.

„Die Quellen liegen zur Rechten, meine Brüder,“ sagte ein Mann mit glattem Gesicht und kurz geschorenem grauen Haupthaar.

„Ja, rechts von der Sierra Blanco — das ist auch der Weg nach dem Rio Grande,“ versetzte ein Anderer.

„Fürchtet keinen Mangel,“ rief ein Dritter. „Der Herr ließ einst Wasser aus dem Felsen fließen; er wird seine Auserwählten auch jetzt nicht verlassen.“

„Amen, Amen!“ fiel die ganze Schaar ein. Eben wollten sie die Wanderung fortsetzen, als einer der Jüngsten einen Ruf der Ueberraschung ausstieß und nach einer Felsklippe deutete, auf welcher sein scharfes Auge etwas Rothes flattern sah, das sich grell von dem dunkeln Gestein abhob. Wie auf Kommando faßten alle die Zügel ihrer Rosse fester und nahmen die Gewehre von der Schulter. Auch galoppirten von hinten neue Reiter-schaaren herbei, um den Vortrab zu verstärken. „Die Rothhäute!“ schallte es aus Aller Munde.

„Es können keine Indianer hier in der Nähe sein,“ sagte der ältere Mann, welcher den Oberbefehl zu haben schien. „In den Pannees sind wir schon vorbeigekommen und andere Stämme giebt es hier nicht, bis wir jenseits der hohen Berge sind.“

„Ich will hinaufsteigen, Bruder Stangerion,“ schlug einer aus der Schaar vor, „und nachsehen, was es bedeutet.“

„Ich auch — ich auch,“ riefen mehrere Stimmen.

„Laßt Eure Pferde unten, wir wollen hier auf Euch warten,“ gebot der Alte. Schnell stiegen die jungen Burschen ab, banden ihre Pferde fest und kletterten die steile Anhöhe hinauf, rasch und geräuschlos, mit der Sicherheit und Geschicklichkeit geübter Rundschaffter. Die Leute in der Ebene sahen ihre Gestalten, die sich klar gegen den Himmel abhoben, von Fels zu Fels aufwärts steigen. Jetzt hatten sie die Stelle erreicht. Es mußte wohl ein seltsamer Anblick sein, der sich ihnen bot — sie hoben ihre Arme in die Höhe und gaben auch sonst durch allerlei Zeichen die höchste Verwunderung zu erkennen.

Auf der Matte, die den Gipfel des kahlen Hügels krönte, erhob sich ein einzelner Felskegel, an diesem lehnte ein Mann mit langem Bart und verwittertem Gesicht; seine tiefen, regelmäßigen Athemzüge zeigten, daß er in festem Schlafe lag. Neben ihm aber, die Arme um seinen braunen, sehnigen Hals geschlungen, den goldenen Lockenkopf an seine Brust gebettet, ruhte ein schlummerndes Kind. Die rosigen Lippen der Kleinen waren halb geöffnet, und um ihre lieblichen Züge spielte ein friedliches Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Schiffbruch!

Historische Novelle aus trüber Zeit (1806) von Ernst Lothar. (Nachdruck verboten.)

Eine rauhe, unfreundliche Herbstnacht liegt über dem Plateau, welches sich in der Umgegend von Saalfeld ausbreitet. Kalte Windstöße saufen einher und schütteln das letzte, welke Laub von den Bäumen. In Gulchen fällt der Regen vom Himmel und zuweilen kann man darin sogar Schneeflocken erkennen. Es ist ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thür jagen möchte.

Und doch, welch reges Leben an beiden Saalefern! Abgeschnürte Pferde, unbespannte Geschütze, zusammengestellte Gewehre, Soldaten aller Waffengattungen, Kürassire, Grenadiere, Artilleristen in buntem Durcheinander, um helle Feuer gelagert; Ein-

zeln singend, Andere rauchend, und wieder Andere mit Karten- oder Würfelspiel sich die Zeit vertreibend! Fast Alle aber fröhlich und hüllen sich fest in die Mäntel; und hin und wieder schöpfen sie aus den Feldkesseln sich einen Becher von dampfendem Grog, der in die halberstarrten Glieder wieder Wärme und Bewegung bringt.

Trotz der vielen Menschen, die hier zusammen kampiren, geht es still zu. Eine bange, niedergedrückte Stimmung herrscht, keine Freude kann aufkommen; es scheint, als ob eine Ahnung kommender schwerer Ereignisse sich Aller bemächtigt hat. Nur

selten hört man ein Profit! noch seltener ein Scherzwort, und fast nie hört man hier eine jener lustigen Anekdoten erzählen, die sonst so bezeichnend für das Feld- und Lagerleben der Truppen sind.

In kleinen Gruppen sitzen die Leute bei einander, reiben sich die erstarrenden Hände und raunen sie über das Feuer, und dabei flüstern und warnen oder halten sie inhaltschwere, seltsame Geschichten zu. Die äußerste preussische Avantgarde unter dem General von Tauenzien — so erzählt man — sei vor einigen Tagen bei Hof und Schleiz von den Franzosen über den Haufen geworfen worden und es sei sehr die Frage, ob man wieder gut machen könne, was verfehlt wäre.

So raunt und flüstert man sich zu — — — — —

Da erhebt sich plötzlich ein lautes Rufen im Lager. Von Kolonne zu Kolonne, von Mann zu Mann pflanzt es sich fort!

„Vivat Ludwig Ferdinandus!“

Eine Anzahl Offiziere kommt herangeritten. Der Erste von ihnen trägt einen blitzenden Stern auf der Brust; ein kleiner Dreispitz bedeckt sein jugendliches Haupt, Muth und Feuer blitzen aus den großen, klugen Augen.

Und wohin er kommt, überall ruft man:

„Vivat Ludwig Ferdinandus!“

Grüßend nimmt der Prinz das Hütchen ab; dann reitet er langsam an einen Grenadier heran und sagt mit tiefer, voller, männlicher Stimme:

„Morgen wird es Etwas geben? Werdet Ihr Euch wacker schlagen?“

„Bis in den Tod, Königliche Hoheit!“ ist die Antwort.

„Ich werd's Euch nicht vergessen, Leute!“ entgegnet der Prinz. „Wir müssen die Scharte von Hof wieder ausweken! Verstanden?“

„Jawohl, Königliche Hoheit!“

„Gut! Ich verlasse mich auf Euch!“ Und langsam reitet er weiter.

In sein Quartier im Schlosse kehrt er zurück. Hier flammen die Kerzen in den Sälen, Musik ertönt, eine behagliche Wärme durchströmt die Gemächer. Der Prinz schenkt die Gläser voll perlenden Rheinweins, dann hebt er das seine zum Licht empor.

„Stoßt an! Auf Preußens Sieg!“

Er stößt an. Klirr! Klirr! In Scherben fällt sein Glas auf den Boden. Eine merkwürdige Bestürzung spiegelt sich in den Mienen der Anwesenden.

„Ein neues Glas!“ ruft der Prinz. Man bringt es ihm. „Seid Ihr abergläubisch?“ fragt er dann. „Nah, schämt Euch! Fröhlich laßt uns sein, wissen wir doch kaum, ob wir morgen noch Zeit und Gelegenheit dazu haben?“

Und vor sich hin trällert er die Melodie des Schiller'schen Reiterliedes:

„Und trüfft es uns morgen, so lass'et uns heut
Noch schlürfen die Reize der köstlichen Zeit!“

Und damit löst sich der Damm, unter welchem die kleine Gesellschaft soeben gesunden und mit kräftigen Stämmen wiederholte Alle den Restrain.

Lange währt es, ehe man sich von den besetzten Sätzen erhebt. Endlich aber bricht der Prinz auf.

„Gute Nacht, Ihr Herren!“ sagt er. „Morgen sehen wir uns an anderer Stelle wieder! Gebabt Euch wohl!“ Er nimmt ein Licht; ebenso sein Adjutant Graf Nostitz. Der Prinz öffnet die Thüre, welche auf den langen Korridor hinausführt. Er will hinaustreten; da aber schreit er jäh auf, sein Antlitz verfärbt sich und klirrend fällt der Leuchter auf dem Boden.

„Nostitz!“

Keuchend entringt sich dieses Wort der Brust des Prinzen. Zu Tode erschrocken springt der Adjutant hinzu.

„Was ist Eurer Königlichen Hoheit?“ fragt er besorgt. Schwer athmend lehnt der Prinz an dem Thürposten. Mit der Hand deutet er den dunklen Korridor hinunter.

„Da — da —“ stöhnt er, — „Nostitz — da — da — die weiße — Frau!“

Nostitz sieht hin. Ganz hinten im Korridor erblickt er händerringend eine weiße Gestalt.

„Das ist Frau!“ ruft er.

Der Prinz schüttelt den Kopf.

„Nein, nein,“ entgegnet er. „Als ich die Thüre öffnete, sah ich sie deutlich hier weiterschweben! Sie winkte mir — Du weißt Nostitz, das bedeutet Tod!“

Nostitz ist auf den Korridor hinausgetreten. Er hat den Säbel gezogen, aber seine Hand, sonst tapfer und stark, zittert. Da ermannt sich auch der Prinz. Mit kräftigen Schritten geht er auf die Gestalt los.

„Steh!“ ruft er.

Er stürzte auf sie zu, will sie fassen, dabei geht die Pistole, die er in der Hand trägt, los, ein Schuß kracht — dann Todtenstille — — —

Als sich der Rauch verzogen hat, ist die Gestalt verschwunden. Leidenschaftlich umfaßt der Prinz seinen Adjutanten.

„Nostitz,“ sagt er und lehnt seine heiße Stirn an dessen Brust, „Nostitz, das ist der Tod! Sie erscheint immer, wenn ein Hohenjoller stirbt!“

„Nostitz,“ sagt er und lehnt seine heiße Stirn an dessen Brust, „Nostitz, das ist der Tod! Sie erscheint immer, wenn ein Hohenjoller stirbt!“

„Nostitz,“ sagt er und lehnt seine heiße Stirn an dessen Brust, „Nostitz, das ist der Tod! Sie erscheint immer, wenn ein Hohenjoller stirbt!“

„Geh, Leute,“ sagt er zu ihnen. „Es ist Nichts! Eine Unvorsichtigkeit — eine Pistole ist losgegangen!“ und dann tritt er in sein Schlafzimmer ein. Nostitz folgt. Wie gebannt hängen die Augen Louis Ferdinands auf einem Bilde, welches die Wand schmückt. Es stellt ein untergehendes Schiff dar. Wild tobt die See, der Sturm hat Wellen und Segel vernichtet, händerringend und betend sehen die Matrosen ihr Ende vor Augen.

(Schluß folgt.)

* Kleines Feuilleton. *

Allerlei.

— **Jugendlicher Heldennuth.** Man schreibt der *J. J.* aus London: Dem 120. Jahresberichte der Royal Humane Society, welche Lebensrettern Auszeichnungen und Belohnungen zuerkennt, entnimmt man, daß diese unter dem Patronat der Königin stehende Gesellschaft im verfloffenen Geschäftsjahre mehr Fälle von Heroismus begutachtet und mehr Belohnungen gewährt hat, als in irgend einem früheren Zeitraum. Es wurden für Heldenthaten zu Wasser und zu Land nicht weniger als 720 Belohnungen gegeben, und zwar sind darunter eine Goldmedaille, 11 Silbermedaillen, 190 Bronze-Denkmünzen, 6 Ehrenschnallen, 335 Zeugnisse auf Velin, 125 auf Pergament und 52 Gelbbelohnungen mit Zeugnissen. Außerdem erhielten die Vermandten von solchen Leuten, die im Versuch, ein Menschenleben zu retten, umkamen, Zeugnisse in Memoriam. Der Jahresbericht ist unter allen Umständen eine interessante Lektüre, aber besonders erhebend, wenn er uns Beispiele von jugendlichem Heldennuth, von Lebensrettungen durch Schulknaben und Schulkinder erzählt. Unter den packenden Erzählungen greifen wir zwei heraus; in der einen ist ein junges Mädchen, Margaret Long, die

Heldin. Sie rettete im Januar 1893 einem Manne auf einem gefrorenen See in Nordirland das Leben; er war 150 Meter vom Ufer in einer Tiefe von 20 Fuß eingebrochen und versuchte vergebens, sich durch das brüchige Eis herauszuarbeiten. Miß Long glitt bis zum Loch auf ihren Schlittschuhen, zog ihren Mantel aus, legte sich flach auf das Eis und hielt den Ertrinkenden mit dem einen Ende des Mantels über Wasser, während sie selbst vom Wasser fast bedeckt, ausharrte, bis vom Ufer Hilfe kam. Ein anderer Held ist der 19jährige Roderick M. Dougall, der drei Fischer vom Tode des Ertrinkenden rettete, indem er zweimal zu dem umgekippten Boote hinausschwamm, an welches sie sich geklammert hatten. Das zweite Mal tauchte er unter das Boot, schnitt dort unterm Wasser eine Leine los und schwamm damit ans Ufer. Alle drei wurden gerettet. Miß Long und R. M. Dougall erhielten silberne Medaillen. Unter den Schulkindern hat Annie Ethridge einen Mann aus dem Fluß Avon mit größter eigener Gefahr gerettet. Zwei Knaben, J. Frith und L. Pittin, thaten Nohliches. Ueberhaupt scheint die Jugend mehr Heldennuth und Lebensverachtung zu besitzen, als das reifere Alter. Für Novellenbichter sollte dieser Bericht eine ausgiebige Fundgrube packender Auftritte sein.

— **Etwas über Scherben.** Am Vortage pflegt man bekanntlich Töpfe und Teller zu zerbrechen, und der Volksmund spricht: Scherben bringen Glück. Weniger bekannt dürfte es sein, daß viele Völker auch bei der Todtenbestattung Gefäße zerbrechen, wie es ihre Vorfahren bereits im fernsten Alterthum gethan haben. Für das hohe Alter dieses Brauches sprechen Scherbenfunde in den mykenischen Gräbern, und wahrscheinlich sind auch die in antiken Gräbern so häufigen Leptyth-Gefäße mit abgeschlagenem Boden Zeugnisse dafür. Heute zerbrechen die Griechen irdene Gefäße vor dem Hause eines Verstorbenen, sobald der Leichenzug sich in Bewegung setzt, dann unterwegs an Orten, wo er vorüberzieht, und schließlich am Grabe. Erwägt man, daß in einer Stadt dies täglich geschieht und daß die Scherben dann gesammelt und irgendwo abgelagert werden, wo sie sich allmählich anhäufen, so hat man auch die so lange gesuchte Erklärung für die großen Scherbenhaufen im alten Alexandria und wohl auch für den Monte Testaccio in Rom, der bekanntlich ganz und gar aus Scherben besteht. Fast überall in Griechenland ist es Sitte, daß der Priester nach der Bestattung mit den Worten: „Erde bist du und mußt wieder zu Erde werden“ Wasser aus einem irdenen Krug auf das Grab gießt, worauf der Krug sofort zerbrochen wird. Mit diesem Brauche, dessen volkstümlicher Ursprung schon daraus erhellt, daß er nirgend im kirchlichen Begräbnisritus erwähnt wird, ist noch heute vielfach die Vorstellung verbunden, daß dieses Wasser dem (fortlebend gebachten) Todten dargebracht sei, und es ist nicht schwer, darin die uralten, bereits in der Odyssee und mehr als ein Jahrtausend später von Porphyrius, einem damals sehr gefürchteten philosophischen Gegner des Christenthums, in seiner Schrift über die Enthaltbarkeit (2, 20) erwähnten heiligen Wasserpenden (Hydrospenden) über dem Grabe wiederzuerkennen. Es ist doch etwas Wunderbares um die Unsterblichkeit der Bräuche!

— **Die Lage des Körpers im Schlafe.** Wiederholt schon wurde der Vorschlag gemacht, statt der erhöhten Lage von Kopf und Rumpf im Schlafe eine solche Lage einzunehmen, daß der Körper in eine nach dem Kopfe zu abfallende schiefe Ebene zu liegen kommt. Einige Verze haben nun neuerdings Versuche in dieser Richtung angestellt und kommen zu dem Schlusse, daß bei der letzterwähnten Lage unverkennbar das Erwachen rascher erfolgt und daß die geistige und leibliche Erquickung in erhöhtem Maße sich fühlbar macht. Besonders wohlthuend erweist sich die tiefe Kopflage bei Kopfschmerzen, Kagenjammer und anderen Leiden, welche auf behinderte Circulation des Blutes im Gehirn zurückzuführen sind. Man leiste Dummheiten einen schlechten Dienst, wenn man sie aufhebt und stützt, man solle sie im Gegentheil liegen lassen, damit der arterielle Blutstrom durch die Schwerkraft unterstützt werde.

— **Sonderbare Bitte eines Lebensmüden.** Aus Wien berichtet das dortige Fremdenblatt vom 4. d. Mts.: Eine tragikomische Scene spielte sich gestern Abend am Donaukanal nächst der Franzensbrücke ab. Ein etwa 30 jähriger Mann stürzte von der Brücke in den Kanal. Der Pächter der nächst der Brücke befindlichen Fähre, Herr Franz Bernhard, der schon 16 Rettungswerke am Donaukanal vollzogen hat, fuhr dem Lebensmüden in einem Kahn nach und es gelang ihm, in der Mitte des Kanals denselben aus den Wellen zu ziehen. In dem Rettungskahn wandte sich der nasse, doch gesunde Mann an seinen Lebensretter: „O, geben Sie mir doch einige Ohrfeigen, weil ich mich da, wo man so leicht gerettet werden kann, ins Wasser gestürzt habe!“ Diesem eigenthümlichen Wunsche hat Herr Bernhard selbstverständlich nicht willfahrt. Er brachte den Mann, der sein Nationale anzugeben sich weigerte, zur Rettungsanstalt, von wo aus derselbe ins Krankenhaus befördert wurde.

— **Kuß-Tag in Hungerford.** Man schreibt der F. Z. aus London: Nirgends hält man bekanntlich an alten Bräuchen mit solcher Zähigkeit fest, wie in England. Davon liefern die gestrigen Vorgänge in dem Städtchen Hungerford wieder einen amüsanten Beweis, wo — wie in den Tagen vor „Johannes ohne Land“ um zweiten Dienstag nach Osnern — auch jetzt wieder zwei „hervorragende Einwohner“ des Ortes mit zwei langen Stangen, tutti poles genannt, in der Hand von Haus zu Haus zogen und das alte Recht geltend zu machen suchten, in jedem Hause „eine Münze des Reiches“ und von den weiblichen Bewohnern einen Kuß einzuheimsen. Die für gestern ausgewählten „Tutti-Männer“ gingen an keinem Hause vorüber, aber es wird nicht berichtet, ob sie mehr Geldstücke oder Küsse erhielten — oder sonst was!

— **Die Verehrung des Mondes** spielt in einem großen Theile Afrikas eine ganz hervorragende Rolle, während die Sonnenverehrung unbekannt oder doch sehr unbedeutend ist. Bei den südlichen Stämmen von Central-Afrika z. B. warten die Menschen auf die ersten Strahlen des neuen Mondes, begrüßen ihn mit dem Freudenrufe „Aua!“ und rufen ihm Gebete entgegen. Bei einer solchen Gelegenheit betete Livingstone's Diener Matololo: „Laß unsere Reise mit dem weißen Manne glücklich sein!“ Diese Leute machen bei Neumond Feiertag, und überhaupt ist in vielen Ländern die Verehrung desselben mit der Einsetzung periodischer Feste verbunden. Die Negervölker scheinen fast allgemein den Neumond, sei es mit Freude oder mit Furcht, zu begrüßen. Die Bewohner von Guinea springen mit wunderlichen Gebärden umher und nehmen sich sogar heraus, Feuerbrände nach ihm zu werfen; die Ashonges betrachten ihn mit abergläubischer Furcht; die Fetu-Neger springen dreimal mit zusammen gehaltenen Händen in die Luft und sagen ihm Dank. Die Kongos fallen auf die Knie und klatschen in die Hände mit dem Rufe: „So möge sich mein Leben erneuern, wie Du erneut bist!“ — Von den Hottentotten wird schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts erzählt, daß sie bei Voll- und Neumond die ganze Nacht hindurch tanzen und singen, den Mond ihren „großen Kapitän“ heißen und ihm zurufen: „Sei uns geirrt! Laß uns viel Honig erlangen! Woher wirer Vieh reichlich zu essen haben und viele Milch geben!“ — Die Wilden auf den Vancouver-Inseln sagen, der Mond bläse in Erhöhung ihrer Gebete freundlich herab.

— **Aus dem Tagebuche einer Männerfeindin.** Die Treue ist — weiblichen Geschlechtes. — Alles kann ein Mann sein, nur nicht gerecht. Er räumt den Frauen eher Vorrechte ein, als daß er ihre Rechte anerkennt. — Es giebt keinen so talentlosen Mann, der nicht den Muth hätte, über die geistige Inferiorität der Frauen zu sprechen. — Es giebt Männer, die über nichts mehr als über Frauen sprechen, dabei aber immer behaupten, die Frauen seien nicht der Rede werth. — O, über die männliche Logik! Sie rühmen sich mit dem, was sie bei einer Frau verwerflich finden. — Die Männer, die mit Nichts zufrieden sind, pflegen es mit — sich selbst zu sein. — Warum die Männer ohne Larve auf die Maskenbälle gehen? Wozu auch? Zeigen sie denn sonst im Leben ihr wahres Gesicht?

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Die Kunst, einen Gatten zu wählen.** Aus dem Italienischen von Paolo Mantegazza. Preis gebettet M. 2; dem gebunden M. 3. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) — Paolo Mantegazza hat seinem bekannten Werk: „Die Kunst zu heirathen“, das auch in der deutschen Ausgabe in Kurzen sechs Auflagen nöthig machte, eine Fortsetzung folgen lassen, die jetzt unter obigem Titel erschienen ist. Nach einer ansprechenden novellistischen Einleitung erzählt der verstorbene Vater der Heldin das Wort, um in einem nachgelassenen Manuscript seiner Tochter Rathschläge bei der Wahl eines Gatten zu ertheilen. Er schildert die guten und die schlechten Ehemänner, dann die Verursachen in Bezug auf das Glück in der Ehe und schließlich mit einer Reihe allgemein gehaltenen Bemerkungen. Die Fülle von geistvollen Gedanken, feinen Beobachtungen und scharfsinnigen Schlussfolgerungen, welche die Popularität des älteren Werkes begründeten, zeichnen auch das neue aus. Wendete jenes sich vor Allem an die Männer, so ist dieses zunächst für die Frauen bestimmt, und seinem Publikum entsprechend ganz frei jeder Pikanterie. Die Kunst des Schriftstellers, die glänzende Form und der Reichthum an überraschenden Bemerkungen und Betrachtungen machen es indes nicht nur für Eltern und erwachsene Töchter, sondern auch für jeden Freund anregender Lektüre zu einer der interessantesten Erscheinungen der modernen Litteratur und sichern ihm einen bleibenden Werth.

— **Julius Freund: „Mit flacher Klinge.“** Moderne Humoresken und Satiren. Verlag von M. Zuelzer & Co., Berlin SW., Leipzigerstr. 74. — Endlich einmal ein wirklich modernes Deklamatorium, ein Vortragswert, in dem jede Zeile den Reiz der größten Aktualität besitzt, da der Autor seine Stoffe einzig und allein aus dem rasch vultrenden Leben und Treiben der Gegenwart schöpft. Julius Freund, der pointenreiche, formgewandte Humorist, dessen parodistische Scherze und Einlagen von der Bühne herab noch niemals ihre zündende Wirkung verfehlten, hat alle die hier vorliegenden — theils graciosen, theils grotesken — Blaudereien und Histröchen ursprünglich nur für den eigenen Vortrag geschrieben und lange geübt, dies sein selbstgeschaffenes, glänzend erprobtes Repertoire weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Um so freudiger wird nun die statliche Sammlung begrüßt werden, die thatsächlich eine Lücke in der Vortrags-Litteratur ausfüllt. Das prächtige Buch ist, wie schon gesagt, eine wahre Fundgrube für den Künstler und Dilettanten.